

Für unsere Kinder

Nr. 26 ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ Beilage zur Gleichheit ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ 1910

Inhaltsverzeichnis: Die Sturmschwalbe. Von Henrik Ibsen. (Gedicht.) — Drei Meuterer. Von Ernst Almsloh. — Die Hummelfönigin und ihr Volk. — Der Müller! Von Emma Döly. (Gedicht.) — Der Froschmäusekrieg. Frei nach B. Blättgen. — Kleine Fabeln. Von Hans Reiter. — Kinderliedchen.

Die Sturmschwalbe.

Von Henrik Ibsen.

Die Sturmschwalbe haust, wo das Ufer endet;
Ein Seemann hat mir sein Wort drauf verpfändet.

In der Schaumkämme Gischt mit den Schwingen
blinkt sie,

Die Wogen tritt sie, niemals versinkt sie.

Sie folgt ihren Tälern, sie folgt ihren Höhen,
Sie schweigt mit der Stille, sie schreit mit den Böen.

Es ist eine Fahrt zwischen Schwimmen und Fliegen,
Ein sich zwischen Himmel und Abgrund Wiegen.

Zu leicht zum Schwimmen, zu schwer zum Schweben,
Dichtervogel, Dichtervogel — wie willst du da leben!

Doch nicht genug — die Gelehrten erklären
Auch noch das meiste für Seemannsmären.

○ ○ ○

Drei Meuterer.

Mitten im ungeheuren Weltmeer erhob sich
aus den brausenden Wogen eine einsame Insel,
die noch keines Menschen Fuß betreten, ja, nicht
einmal eines Menschen Auge gesehen hatte.

Auf dieser Insel rechte ein riesiger Berg
sein trohiges Haupt hoch empor bis in die
Wolken. Die Spitze des Berges aber war ein
gewaltiger Schlund, der große Massen feurigen
Gesteins und lodrender Erze ausspie.

Als dieser Feuerregen mit brüllendem Tosen
und Zischen ins Wasser schlug, quoll eine
riesenhafte, unfröliche Wolke von Dampf
am Berg empor bis zum Gipfel.

„Da sind wir drei ja wieder einmal beisammen,“ brüllte das Meer nach oben.

„Ja, Freund Wasser,“ lohte das Feuer nach unten, „ich grüße dich, ich fürchtete schon, du

lebst nicht mehr, weil du so lange nichts von dir hören ließeßt.“

„Dummes Feuer,“ brüllte das Meer, „wenn du nicht zu mir kommst, kann ich dir nicht helfen.“

„Keinen Streit, Feuer und Wasser,“ zischte der Dampf, „ihr habt's noch gut gegen mich, ihr seid doch immer da, ich muß aber warten, bis es euch gefällt, mich zu erzeugen.“

„Ach, ich bin ärgerlich,“ brüllte unmutig das Wasser, „nehmt mir's nicht übel.“

„Ärgerlich? Worauf denn? Auf uns?“ lohte unruhig das Feuer.

„Papperlapapp! Auf euch! Auf die Menschen bin ich ärgerlich.“

Eine furchtbare Feuergarbe fiel prasselnd ins Meer und ungeheure Dampfswolken stiegen zischend und gähnend in die Höhe.

„Aha!“ sagte das Wasser, „euch scheint es ja nicht viel besser zu gehen.“

„Nein,“ stieß das Feuer hervor, „ich loche schon lange vor Wut.“

„Und ich möchte vor Wut pläzen, wenn ich's nur könnte,“ zischte der Dampf.

„Na, da wären wir ja wieder bei unserem alten Thema.“

„Wie schön war es früher, als es noch keine Menschen gab, die das Feuer kannten.“

„Und wie schön war es, als die Menschen noch nicht wußten, was der Dampf für Kräfte hat.“

„Ach, du kannst eigentlich noch gar nicht mitreden, Dampf. Du bist erst kurze Zeit in der Knechtschaft der Menschen. Wie lange hat man mich Feuer schon unterjocht!“

„Und wie lange muß ich Wasser den Menschen dienen! Sie schlucken mich, sie waschen ihren Schmutz in mir ab, als Padesel muß ich ihnen dienen, Mühlen muß ich treiben, immer größere Schiffe packen sie mir auf den Rücken! Heiliges Kanonenrohr, ich habe es bald wieder einmal satt!“

„Na, und ich auch!“ loderte tückisch das Feuer, „verschlucken können sie mich zwar nicht, ich würde ihnen den Schlund schön verbrennen! Aber fast alles, was sie schlucken, muß ich ihnen erst garlochen. In Millionen und aber Millionen kleiner Herde sperren sie mich ein, in großen Hochofen muß ich ihnen das Metall schmelzen, in alle Dampfessel

werde ich eingesperrt, um zusammen mit dir, Freund Wasser, unseren lieben Dampf zu erzeugen!"

"Warum tut ihr's!" zischte giftig der Dampf, "ihr erzeugt mich nur, damit ich ein armeliges Knechtschaftsleben führe! In enge Röhren und Gänge jagen sie mich hinein, durch Klappen und Ventile muß ich mich zwingen, um mit meiner Kraft ihre tausenderlei Maschinen zu treiben."

"Es ist zum wahnsinnig werden!" schrien sie alle drei. Und schier unerschöpfliche Fluten lodhenden Gesteins ergossen sich in die brüllenden Wogenmassen des Meeres und heiße Dämpfe erfüllten die Luft, so daß weder Mond noch Sterne zu sehen waren.

"Wenn die Menschen nur nicht so klug wären," fing das Feuer wieder an, "früher habe ich mich öfter aus den Ketten der Menschen losreißen können. Dann fuhr ich bald hier, bald da als lodrende Feuersbrunst in die Menschen und ihre sogenannte Kultur hinein. Aber jedesmal lernten die Menschen daraus, wie sie mir neue Ketten anlegen konnten. Wie selten kann ich mich heutzutage an einer schönen Feuersbrunst entschädigen für all die Unterdrückung durch den Menschen!"

"Wir geht's nicht besser," heulte das Meer, "die Schiffe werden immer fester gebaut; in den Bergen bauen sie große Talperren, so daß ich auch nicht mehr so gut wie früher von oben her die Dörfer und Städte verwüsten kann, und aus dem Trinkwasser holen sie alle schädlichen Keime heraus."

"Meint ihr etwa, ich hätte es besser?" winselte der Dampf. "Wie hat man mich trotz meiner Jugend in Fesseln gelegt! Früher konnte ich alle Augenblicke mal explodieren und die Eisenplitter der Dampfkessel den fürwichtigen Menschen um die Ohren schleudern, und die Heizer und Maschinisten waren noch ungeschickter als heute, und mit unbändigem Behagen jagte ich von dannen, wenn beim Zusammenstoß von Dampfschiffen oder Eisenbahnen die Kessel platzten. Aber jetzt! Tausend Vorsichtsmaßregeln und Vorschriften suchen auch das kleinste Unglück zu verhüten."

Und wieder heulte das Meer ingrimmig, wieder spie der Berg riesige Feuergarben, und der Dampf zog zischend von unten nach oben.

"Aber wir wollen uns rächen," brüllte das Meer, "morgen Nacht treffen wir uns hier wieder. Dann soll jeder erzählen, wie er's gemacht hat."

"Wir wollen uns rächen," lohnte das Feuer.

"Wir wollen uns rächen," zischte der Dampf.

Mit wildem, hohlem Brausen, das wie schauerliches, heiseres Lachen klang, warf am nächsten Abend das Meer seine Wogen um den Fuß des Berges.

Und aus dem Feuerschlund des Berges stieg eine Feuergarbe steil in die Höhe, als jubelte sie vor Lust. Dann fiel sie wie ein Regen ins Meer, und beim Ausflatschen klang es wie schneidendes Hohngelächter.

Wie tausend übermütige Skolbolde entsprangen dem Meere überall dort, wo eine Feuerkugel niedergegangen war, kleine Dampfwolken, die in frechem Tanze auf dem Meere herumhüpften.

"Hahaha!" brüllte lachend das Meer, "ich habe mich gerächt! Zehn alte Schiffe, die schon lange nicht mehr seefest waren, habe ich geschluckt. Und von den Spizen der Berge sandte ich Regenfluten auf Regenfluten, so daß kein Damm und keine Brücke standhielt. Die Häuser stiegen zusammen wie Kartenhäuser, die Felder und Wiesen habe ich übersät mit Steingeröll, Vieh und Menschen habe ich hinweggeschwemmt. Hei, wie die Menschen jammerten, als ich plötzlich vor ihnen stand in meiner Ursprünglichkeit und Wildheit! Hahaha!"

"Das hast du gut gemacht, Wasser! Aber ich habe mich auch gerächt. Lange habe ich gesucht, bis ich das Richtige fand. Durch Hütten und Paläste bin ich geschlichen. Aber nichts lohnte der Mühe. Da sah ich einen ungeheuren Platz mit Hunderttausenden von Menschen; eine Fülle von Licht strahlte aus den großen Häusern, in denen sich die schaulustigen Menschen drängten; der Himmel war ganz rot von all dem Licht. Da schwoll mir der Zorn, als ich sah, wie ich den Menschen hier zu ihrem Vergnügen dienen mußte. Ich sah, wie die Häuser nur leicht aus Holz und Tuch gebaut waren, ich sah, wie alles voll lag voll brennbarer Dinge, voller Dinge, über die die Menschen sich freuen, für die wir ihnen erst unsere Hilfe hatten leihen müssen. Du, Freund Wasser, warst aber nicht in der Nähe —"

"Ich hatte doch mit meiner Überschwemmung zu tun."

"Das dachte ich wohl. Und da entzündete ich einen Brand. Einen Brand, sage ich euch, wie ihr ihn selten zu sehen bekommt. In drei Stunden hatte ich vernichtet, woran Tausende und aber Tausende von Menschen hundert und mehr Jahre gearbeitet hatten. Die schönsten und teuersten Gegenstände, Dinge, die nie

wieder ersetzt werden können, fraßen meine gierigen Flammen. Nur Menschen sind wenige dabei umgekommen.“

„Tröste dich, Feuer, dafür habe ich gesorgt,“ zischte höhnisch der Dampf und tanzte hochbeinig auf den schwankenden Bogen des Meeres. „Ein vollgeproppter Eisenbahnzug brachte viele Hunderte von Menschen aus den Ferien nach Hause, es war ein Singen und Jubilieren, daß ich ganz wütend wurde und nur widerwillig den Hebeln in der Maschine gehorchte. Der Maschinist wurde darüber ärgerlich und stieß und drehte an den Hebeln herum, so daß er vor Aufregung die Signalzeichen übersah. Und plötzlich war das Unglück da! Er war auf ein falsches Gleis geraten und ein schwerer Güterzug fuhr ihm in die Flanke. Ein wildes Geschrei der entsetzten Menschen folgte, ich sah noch, wie Hunderte zerquetscht, getötet und verwundet wurden. Dann entwich ich vergnügten Sinnes.“

Heiser brüllte das Meer, hoch spritzte das Feuer aus dem Schlunde des Berges, mit wilden Gebärden tanzte der Dampf auf den Bogen.

Kein Mondstrahl fiel auf das wüste Bild, die Sterne verbargen sich ängstlich hinter den Wolken. — — —

Da leuchtete ein heller Strahl über das Meer. Verdutzt schauten die drei drein. Woher konnte das Licht kommen!

Und es kam näher und näher!

Stolz pflügte ein großer Dzeandampfer durch die Fluten des Meeres.

Als sein Scheinwerfer auf den einsamen Berg im ungeheuren Raume des Weltmeeres leuchtete, versank der Berg wie eine furchtbare Sputzgestalt.

„Dat weer de Klabaftermann,“ sagte Jan Meier, der die Wache hatte.

„Unfinn,“ erwiderte der Steuermann, „das war ein eigentümliches Wolkengebilde, nichts weiter.“

Gehorsam trugen die breiten Bogen des Meeres den gewaltigen Dampfer; die Heizer schütteten neue Massen von Kohlen in die Riesenmäuler der Dampfkessel; und der Dampf rumorte so eifertig in den tausend Röhren und Ventilen der kunstvollen Maschine, als kenne er kein größeres Vergnügen, als das stolze Fahrzeug mit seinen vielen Menschen so schnell wie möglich an das andere Ufer des Ozeans zu bringen.

Ernst Almstoh.

Die Hummelfönigin und ihr Volk.*

Es ist ein kleiner Soldat,
Der ein giftig Spieglein hat;
Täglich steht er mit Gesang ins Feld,
Nur im Winter bleibt er im Bett.
Er erobert ohne Raht
Die schönsten Schlösser zu Berg und Tal,
Er bringt in ihre Keller ein
Und trinkt aus goldenen Becherlein
Zimmer neuen, süßen Weins. (A. Keller.)

Es wohnte einmal eine Hummel am Feldrain, die war größer als alle ihre Geschwister. Sie hatte aber deren mehr als hundert. Sie konnte so schön brummen wie der Bass bei der Tanzmusik, und die Kinder nannten sie nur die „Hummelfönigin“, denn sie war die stärkste und hatte ein prächtiges schwarzes Pelzwams an und um den Hals einen gelben Kragen. Ihr Schloß Hummelburg war freilich nicht größer als eine Hand lang und ebenso breit, und die Tür, welche hineinführte, konnte ein Kind mit dem kleinen Finger zuhalten.

Im Herbst waren alle Geschwister der Hummel gestorben, sie hatten den Frost nicht übertragen können; dazu waren sie altersschwach, denn sie hatten schon ein Vierteljahr gelebt, einige von ihnen sogar ein Halbjahr, und das ist für eine Hummel ein außerordentlich hohes Alter.

So war denn die große Hummel Witwe und Mutter mit einem Male geworden. Sie stand mutterseelenallein da, just wie Robinson, als ihn das Meerwasser an seine Insel warf. Da es kalt ward, kroch die Hummel in das hinterste Kämmerchen des Hummelnestes, zog alle sechs Beine dicht an den Bauch und schlief ein. Sie schlief den ganzen Winter hindurch in einem Stüd fort, bis zum Frühjahr die Sonne wieder höher stieg und die Wärme durch die Erde ins Hummelneist drang. Da erst wachte die Hummel auf und fühlte Sehnsucht nach einem guten Frühstück. Aber der Frost und der Winterregen hatten den ganzen Eingang ins Hummelneist verdorben. Er war eingeweicht und zusammengestürzt, und die Hummel war lebendig begraben. „Dumm, dumm, dumm, dumm!“ meinte sie, machte sich aber sofort an die Arbeit und frahte sich einen Weg ins Freie. Nach zehn Minuten bligte ihr schon der erste Sonnenstrahl entgegen, und nach einem kleinen Weichen war sie im Freien und ließ sich von der Sonne bescheimen. Die Hummel hielt ein

* Aus „Entdeckungsfreifen in Feld und Flur“. Von Hermann Wagner. Verlag von Otto Spamer, Leipzig.

wenig inne, um auszuruhen. Ringsum blühte es schon weiß, gelb und blau auf dem Felde: Hungerblümchen, Fingerkraut und Ehrenpreis in Menge. Drüben am Bache öffnete die Weide eben ihre Kästchen, der Haselstrauch streute gelben Puder aus seinen Blüten, und vom Felde her duftete es schon nach lauter Rübsenhonig.

„Dort wird's große Gesellschaft geben! Dort sind die Bienen schon zu Hunderten da,“ brummte die Hummel für sich — natürlich immer in der Hummelsprache, die viel Ähnlichkeit mit dem Bärenlatein hat. Und damit begann sie sich möglichst sauber zu machen, damit niemand sich über sie aufhalten könne und sie schön erscheine. Sie strich die vier Flügel rein und bürfete das Pelzwams ab, das von der Erdarbeit staubig geworden war. Jede ordentliche Hummel hat Bürsten und Haarkamm fortwährend bei sich, an jedem Beine sogar eine, dazu auch noch mancherlei anderes Handwerkszeug: am Munde tüchtige Kneipzangen, an jedem Fuße zwei Haken und am Hinterleib einen scharfen Stachel. In letzterem hat sie auch ein wenig Gift, und wenn ein Vorniziger sich an ihr vergreift, so gibt sie ihm einen Denktzettel, daß er es nicht wieder tut.

Jetzt ist die Hummellkönigin fertig mit Putzen und Kehren. Ihr Pelzwams glänzt schwarz, wie echtes russisches Rauchwerk. Um die Brust geht ein goldbrauner Stragen und um den Leib ein goldener Gürtel. Ganz zuletzt hat sie noch ein weißes Unterkleid wie Hermelin. Sie hat sich den Bart gestrichen und die Augen ausgerieben — sie besitzt deren gar viele. Jedes ihrer beiden großen Augen ist aus Hunderten von kleinen zusammengesetzt, und drei kleine Nebenaugen stehen außerdem noch oben auf der Stirne wie beim Riesen Polyphemos, dem Menschenfresser.

So fliegt sie fort, geradewegs zum blühenden Weidenbusch. Dort geht's schon lustig und hoch her. Alles summt und singt wie im Konzert: Bienen, Mücken und Fliegen, hier und da auch ein Käfer. Die Weidenblüten haben aber auch eine so große Menge von Honig- und Zuckertöpfchen, daß kein Konditorladen auf der ganzen Welt so viel hat. An jedem Fruchtknoten und an jedem Staubgefäß stehen Honigschüppchen voll süßer Speise. Hier findet die Hummellkönigin ein prächtiges Frühstück.

Ringsum flattern die Schmetterlinge: Zitronenfalter und Fuchsje mit blauen Ranten. Die Bienen haben schon dicke Höschen von Blüten-

staub gesammelt und machen sich in Gesellschaft auf den Heimweg, um sie den Kame raden im Stocke zu bringen. Die Käfer sitzen zu zwei beieinander, und die Finken singen auf den Zweigen. Sie alle haben ihre Gespielen, nur die Hummellkönigin ist einsam. Es ist auch für eine Hummel nicht hübsch, wenn sie allein ist, und eine Königin ohne dienendes Volk ist höchst langweilig. Sie hat sich darum vorgefetzt, ein zahlreiches Volk zu gründen. Sie will eine große Familie haben und über alle Mutter und Großmutter sein.

Sofort macht sie sich auch daran und versucht sich zunächst Gehilfen zu verschaffen. Für den ersten Anfang muß sie zwar ihr eigener Zimmermann und Maurer, Haus hofmeister und Kinderhülfe sein. An einer prächtigen Stelle des Feldrains, wo der Grund lehmig und trocken ist und die Sonne am wärmsten scheint, hat früher der Maulwurf sich einen Gang gegraben. Dieser ist jetzt verlassen, aber hübsch geräumig und glatt an den Wänden. Sein Ausgang ist halb versteckt unter einem dichten, duftenden Thymianrasen. Diese Höhle wählt sich die Hummellkönigin zu ihrem Palast, ihrem Vorratsspeicher und Kinderstübchen. Sie vermag es zwar nicht, wie ihre Base, die Biene, Wachs im eigenen Körper zu bereiten, oder wie die Wespe Holz und Grasblätter zu zernagen und mit ihrem Speichel zu einer Papiermasse zusammenzukitten. Sie versteht die Kunst nicht, schöne Zellen für ihre Brut und für die Speisevorräte zu bauen — trotzdem findet sie sich auch in der Welt durch und sorgt für ihre Familie auf ihre Weise.

Von früh bis zum Abend summt sie von Blume zu Blume und trägt an den Beinen dicke Höschen von Blütenstaub und im Magen reiche Mengen von Honigseim heim. Beides mischt sie zusammen und speichert es im Maulwurfsgang als rundliche Häuschen auf. Selbst an trüben, unfreundlichen Tagen, an denen die empfindlichen Bienen sich scheuen, ihren Stock zu verlassen, ist die Hummel im Freien zu finden, und nicht selten überrascht sie sogar die hereinbrechende Nacht noch im Freien bei ihrer Arbeit. Im Notfall, wenn plötzlich gar zu schlechtes Wetter hereinbricht, übernachtet sie auch wohl in einer geräumigen Glockenblume oder einer ähnlichen Blüte.

Hat die Hummel eine hinreichende Menge von Nahrungshäuschen aus Honig und Blumenstaub zusammengetragen, so legt sie ihre Eier daran. Aus diesen schlüpfen kleine Würmchen, ganz ähnlich den Bienenmaden, und fressen

sich in die Speisevorräte hinein. Sie leben mitten in diesen und höhlen sie aus, so daß ringsum nur eine dünne Wand stehen bleibt. Außen trägt die alte Hummel währenddes unausgesetzt neue Speisevorräte zu, so daß es den Würmchen nicht fehlt, und da diese Tag und Nacht in einem fort schmausen, so gedeihen sie bei der reichlichen Nahrung auch kräftig. Sind sie gehörig erwachsen, so fertigen sie rings um sich ein Gespinnst, einen Kofon, etwa jenem ähnlich, den die Seidenraupe erzeugt, nur nicht so dicht und so groß. Dann schlafen sie ungefähr fünf Tage lang als Puppen darin, schlüpfen darauf als junge Hummeln hervor, beißen sich ein Loch durch die Gespinnsthülle und summen hinaus ins Freie. Die alte Hummel steht ihnen beim Auskriechen aus dem Gespinnst treulich bei und erweitert mit ihren Kneipzangen die Öffnung an der Spitze desselben.

Die zurückgebliebenen leeren Kofonhüllen ähneln etwas den Bienen- und Wespenzellen und wurden ehemals auch für Hummelzellen gehalten. Die zuerst ausgeschlüpften Hummeln sind kleine Arbeiterinnen, unvollkommene Weibchen, die keine Eier legen, sondern nur als Kinderwärtnerinnen der alten Hummelmutter bei ihrer Arbeit fleißig helfen. Sie schleppen ebenfalls Honig und Blütenstaub herbei und speichern diese Nahrung in den leeren Kofons und zwischen denselben auf. Die alte Hummelkönigin legt abermals Eier dazu, und aus diesen erwächst im Hochsommer die zweite Brut, die aus lauter kleinen, aber vollkommen ausgebildeten Weibchen besteht, ganz so gefärbt wie die Mutter. Obschon noch gar keine Männchen im Stocke vorhanden sind, legen diese kleinen Weibchen doch ebenfalls Eier. Aus diesen gehen gegen Ende des Sommers männliche Hummeln (Drohnen) und große Weibchen hervor, die bestimmt sind, im nächsten Jahre Königinnen zu werden und neue Hummelstaaten zu gründen. Die Larven, aus denen diese Hummelköniginnen erwachsen, werden mit den reichlichen Vorräten gefüttert, welche die Arbeiter und kleinen Weibchen für sie in den leeren Kofons aufgespart haben. Eine Hummelfamilie ist durchaus nicht so zahlreich wie ein Bienenschwarm; sie besteht gegen Ende des Sommers aus etwa 100 Hummeln; von diesen sind etwa 25 Männchen (Drohnen), 15 Weibchen und die übrigen Arbeiterinnen.

Kommen die rauhen Herbsttage heran, so ist die alte Hummelmutter bereits gestorben, welche im Frühjahr die Familie gründete. Die

Arbeiterinnen, Drohnen und kleinen Weibchen werden auch lebensfatt und müde. Nicht wenige sind bereits von Vögeln weggeschnappt worden, andere bei einem Gewitter oder Hagelschlag verunglückt, einige in den Fluß gestürzt und von den Fischen verspeist worden. Die übrigen werden allmählich matt und sterben. Die großen Weibchen dagegen suchen sich ein Winterquartier; das eine bleibt vielleicht im Bau versteckt, das zweite schlüpft nicht weit davon in ein Mäuseloch, das dritte in einen hohlen Baum oder in eine moosige Steinluft. Nicht wenige von ihnen kommen während des Winters noch ums Leben, sei es durch Mäuse und Frost, sei es durch Mäuse oder andere Feinde. Jedes Frühjahr sind aber doch noch genug neue Hummelköniginnen vorhanden, welche aus ihren Verstecken hervorkommen, um neue Hummelstaaten zu gründen.

Im Hummelnest stellen sich gelegentlich auch noch Gäste ein, die dort freie Kost und Logis finden. Mehrere Arten — Schmarozerhummeln, die nur einzeln leben — lassen sich von ihren arbeitenden, fleißigen Verwandten ernähren. Ihre Füße sind nicht dazu eingerichtet, Blütenstaub einzutragen, ihr Klüffel ist nicht lang genug, um aus den Blüten den Honig trinken zu können. Ihre Kneipzangen sind nicht kräftig genug, Wachs zu schneiden und selbst Zellen zu bauen. Sie quartieren sich deshalb bei den Erdhummeln ein und werden von diesen eben so gelitten, wie die Ameisen in ihrem Bau auch mancherlei Käferlarven leiden und groß ziehen. Sie legen selbst ihre Eier mit in die Hummelzellen und lassen ihre Jungen von den gefälligen Mähmen groß füttern.

Viel schlimmere Gäste sind die Feldmäuse für den Hummelstaat. Diese brechen gern in den Bau ein und verzehren dann nicht nur den Honig, sondern auch die junge Hummelbrut, wenn solche vorhanden ist. Wo deshalb auf dem Felde viel Mäuse sind, werden die Hummelnester selten.

Die Kleeäcker sind für das Hummelvolk eine ganz besondere Wohltat; interessant ist es aber, wie die Hummeln dem Bauer bei ihrer Honiglese auch einen großen Gefallen tun, ohne daß sie es wollen, und ohne daß er's weiß. Der Klee trägt nur Samen, wenn der Blütenstaub seiner Blumen auf die Narben der Stempel in den letzteren gelangt. Dies geschieht aber besonders durch Weisjise der Hummeln. Der Saugrüssel der Bienen ist nicht lang genug, um in die enge Blütenröhre einzudringen, wohl aber der der Hummeln. Sind daher auf einem

Kleefeld viele Hummeln, so trägt der Klee reichlich Samen, und der Bauer kann wieder neue Felder besäen, damit auch die Nachkommen der neuen Hummelfürstinnen etwas zu schmausen finden.

o o o

Der Müller!

Von Emma Döts.

Steht der Müller in seiner Tür:
Dick wie ein Mehlsack füllt er den Rahmen,
Rährt die Wagen, die für und für
Kornbeladen zur Mühle kamen.
Hinter ihm zittert und dröhnet das Haus,
Tanzen die Steine in wirbelnder Schnelle.
Neben ihm recken die Flügel sich aus,
Fangen den Wind und treiben die Welle.

Sauset der Wind: „Wie ist es doch schön,
Über die Weiten der Erde zu fliehen,
Tanzend und wirbelnd im Kreise sich drehn,
Wipfelbeugend dann weiter zu ziehn.
Wird mir zu heiß, bald schwing' ich mich hoch,
Bad' bald am Pol die erhitzten Glieder,
Ewige Sehnsucht ziehet mich doch
Nach der Sonne des Südens wieder.

„Treibe Schiffe und Mühlen geschwind
Nach meinen eignen, urew'gen Befehlen.
Bin ja der starke, der freie Wind,
Lasse mich weder halten noch hegen.“
Lächelt der Müller: „Das wäre dir recht!
Aber mir machst du damit nicht bange.
Frei willst du sein und bist doch mein Knecht,
Mußt mir fronen, wie ich's verlange.

„Worte der Freiheit — nur Schall für dich,
Mußt dich doch meinem Willen fügen.
Du bist der Knecht und der Herr bin ich,
Alles andre sind Träume und Lügen.“
Auf springt der Wind mit zorniger Kraft,
Doch der Müller lacht seinem Grimme,
Hat schnell die Schlingen der Flügel gerafft,
Spricht zum Wind mit höhnischer Stimme:

„Nenne dir nur den Schädel ein,
Fängst dich dennoch in meinen Schlingen.
Wirst du müde und matt dann sein,
Will erst recht ich dich niederzwingen.“
Mähigt der Wind seinen tollnen Lauf:
„Müller, weil du dich dessen erdreistet,
Sage ich dir meine Dienste auf,
Die ich dir gern und willig geleistet.

„Gegen mein Zürnen wußtest du Rat,
Willst meine Macht nicht hören und sehen.
Dast du nicht selber, was ich sonst tat,
Muß deine Mühle stillestehen.“

Platt auf den Rücken wirft sich der Wind.
Lachend hat es der Müller vernommen.
Aber als Sag auf Sag windstill verinnt,
Ist ihm das Lachen schwerer gekommen.

Felder, die jüngst noch von Früchten schwer,
Lehzen und dorren in brennender Schwüle,
Traurig schleichen die Menschen daher,
Wie verzaubert ruhet die Mühle.
Und der Müller schleicht stumm und still,
Tief gesenkt seinen stolzen Nacken.
Wenn der Wind nicht bald wehen will,
Fehlt es an Mehl, um Brot zu backen.

Sack auf Sack Korn wird zur Mühle geschafft,
Doch was nützt der gefüllte Speicher.
Ohne der Arbeit umwandelnde Kraft
Wird um keinen Sack Mehl er reicher.
Endlich, verzweifelnd ruft er den Wind:
„Hilf mir, du Starter, sonst muß ich ver-
schmachten.

Treibe mir nur meine Mühle geschwind,
Nie will ich wieder als Knecht dich verachten.“

Fängt der Wind an, leise zu wehn:
„Siehe, was halfen dir Hochmut und Listen?
Doch, da du nun meine Kraft gesehn,
Will ich das Leben dir weiter frißen.
Eile dich, tummle dich, Müller, geschwind,
Schnell die Flügel instand zu setzen,
Bin ja der starke, der freie Wind,
Lasse mich weder halten noch hegen.“

o o o

Der Froschmäusekrieg.

Frei nach V. Blüthgen.

Vor alten Zeiten wurde das zahlreiche,
fangeskundige Volk der Frösche von einem
mächtigen König namens Pausbad regiert.
Das Residenzschloß des Froschkönigs war auf
dem Grunde eines großen, von Schilf und
Binzen umkränzten Sees gelegen, kunstvoll
aus Rohr erbaut und mit silber-schillernden
Fischschuppen gedeckt.

Einstmals, an einem schönen Sommertag,
feierte König Pausbad am Ufer des Sees mit
seinem Volke ein fröhliches Fest. Er saß da
auf einem grünen Lattichblatt, umgeben von
seiner Familie, der Froschkönigin Hupfeia,
den Prinzen Hopsa und Quackerling und
der niedlichen Prinzessin Zappeleia, sah den
Turnieren und sonstigen Festspielen der Frosch-
ritter auf den Wasserrosen im See und auf der
Uferwiese zu und lauschte den Wettgesprächen
der Barden unter seinem Volke. Vor ihren

Erzfeinden, den Störchen und Reihern, wurde die edle Festversammlung durch zwei Duzend Wächter geschützt, welche rings um den See aufgestellt waren.

Gerade als die Festlust ihren Höhepunkt erreicht hatte, brachten zwei dieser Wächter, Duakebusch und Duakelar, einen Fremdling in ihrer Mitte geführt:

Ein Jüngling war es fein und zart,
Entsprossen von der Mäuse Art,
Das zeigten Veklein, Schwanz und Ohren,
Dazu ein Bärtlein ungeschoren;
Sein Mützlein, diamantversiert,
War purpurfarbig zum Entzücken,
Von rotem Samt, mit Gold geziert,
Sang ihm ein Mäntelchen im Rücken.

Vor dem König machte der Zug Halt und Duakelar berichtete, wie sie den Fremdling betroffen hatten, als er nebst fünf Gefährten aus dem See getrunken, der doch König Pausbads Residenz war. „Wer bist du, junger Mann, und von wannen kommst du?“ fragte der Froschbeherrscher huldvoll. Zwei Schritte trat der Gefragte vor, sagte sein Schwänzlein gleich einem Degen, legte die Hand grüßend an sein Purpurmützchen und sagte: „Heil, König Pausbad! Gestatten Eure Majestät, mich vorzustellen als Prinz Bröfeldieb, Sohn des Mäuselkönigs Nageviel. Die Hauptstadt unseres Reiches heißt Maululina. Auf einem Jagdausflug begriffen, trieb uns der Durst, aus diesem See zu trinken. Verzeiht die Kühnheit, Majestät!“ —

König Pausbad, entzückt von dieser wohlgesetzten Rede des Prinzen, stieg die Stufen seines Thrones herab, nicht, so daß die Schilfkrone auf seinem Haupte wackelte, und rief: „Willkommen, Prinz Bröfeldieb! Verweilt, ich bitte Euch, als Gast in unserem Kreise und gestattet, daß die Festfreude ihren Fortgang nehme.“

Das Fest nahm seinen weiteren Verlauf, Prinz Bröfeldieb im Kreise der Königsfamilie belobte alles sehr, und zuletzt lud König Pausbad den Mäuseprinzen freundlich ein, sein Schloßlein auf dem Grunde des Sees in Augenschein zu nehmen. Prinz Bröfeldieb, sonst ein tapferer Herr, hatte große Angst vor dem Wasser, und entschloß sich erst dann, die schmeichelhafte Einladung anzunehmen, als der Froschkönig sich erbot, seinen Gast auf höchst eigenem Rücken in sein Wasserhloß zu tragen. Unter lautem „Hurra“ des Schloßvolkes machte der König einen Hopps und ruderte, den Prinzen rittlings auf seinem

Rücken tragend, so sanft durch die Wellen, daß dem Mäusejüngling ganz lustig zu Sinn wurde, ja, er piff sogar vor Übermut. Da plötzlich scholl's vom Ufer: „Du—t!“ Das war das Alarmzeichen der Wächter. Ein Storch nahte dem Festplatz. Alle Frösche stürzten kopfsüber in den See, auch König Pausbad schoß in die Tiefe, und das Reiterlein auf seinem Rücken mußte jämmerlich ertrinken. Der Prinz kämpfte wohl noch eine Weile gegen die Wellen, und seine Gefährten hörten sein Wehgeschrei: „Hilfe! Verrat! Rache!“ aber sie konnten den armen Bröfeldieb nicht retten. Sie eilten nach Maululina, um König Nageviel den Tod des edlen Prinzen zu melden.

Da erhob sich lauter Jammer in der Burg des Mäuselkönigs. König Nageviel berief zornentbrannt die Räte seiner Krone, die Fürsten Eichelot, Wurzeltraher und andere, die Feldherren Hupfinsloch und Mauerwühler. „Bei meinem Zepter — Krieg dem verräterischen Froschkönig! Rache für den geopferten Bröfeldieb!“ ertönte des Königs Ruf. Wohl waren da einige, die von einem Kriege mit den Fröschen abrieten, doch sie wurden für Feiglinge erklärt, und „Krieg! Krieg!“ erscholl es durchs Reich des Mäuselkönigs. Jeder Mäusejüngling machte sich kampfbereit, die Mäusedamen zupften Scharpie und bereiteten Wundsalbe, und Knabberich, ein Offizier, wurde als Herold zu König Pausbad gesandt, um diesem die Fehde auf den morgenden Tag anzusagen.

Als das Froschvölk den Heerruf vernahm, wurde der ganze See lebendig. Auch der König fand, daß es nichts Leichtes sei, in eines Tages Frist ein gewappnetes Heer gegen einen mächtigen Feind ins Feld zu führen. Doch da galt kein Besinnen. Rohrlangen und Fischgrätenschwerver wurden scharf geschliffen und der tapfere General Bretelex zum Feldherrn ernannt. Und herrlich war es anzusehen, als am nächsten Morgen das Froschheer zum Kampfe auszog; allen voran König Pausbad im grünen Mantel von Eidechshaut, auf dem blühenden Mäuschelhelm zierliche, blutrote Foredellenklossen; als Stoß diente ihm ein goldgezümmter Lurch. Kaum hatten die Frösche die Uferwiese überschritten, als auch das Mäuseheer, nicht minder wohlbewehrt, aus dem Walde gesprengt kam. Wie Pausbad trug auch Schinkenlauber königlichen Kriegsschmuck. Ein prächtiger Samtmantel von Maulwurvsfell wallte von seinen Schultern herab. Auf seinem Kopfe flimmerte ein Goldkläfferhelm; seinen Körper schützte ein vergoldeter Balnubschilo

und in seiner Rechten blühte ein Stahlpfeil. Als bald erschallten die Trompeten zum Angriff.

„Drauf! Hurra!“ schrien alle Mäuse,
„Hurra!“ die Frösche gleichweise.
Mit Hurra ging es drauf und dran,
Und ringsum hub das Kämpfen an.

Regen wie Hagel regneten die Schüsse aus den Rohrbalmflinten der Frösche; Sand und Erbsen prasselten aus den Holunderblasrohren der Mäuse. In hellen Haufen prallten die Mäus- und Froschsoldaten gegeneinander, das Blut floß in Strömen. Schon neigte sich das Kriegsglück den Mäusen zu, deren tapferer König auf einer kleinen Anhöhe seine Armee befehligte, währenddem der Froschmonarch, hoch in der Hand eine gewaltige Rohrkeule, auf einem grünen Lattichblatt stehend, seine Krieger zum Kampfe anfeuerte. Schon begannen die Frösche zu fliehen und sich haufenweise ins Wasser zu stürzen. Auch der schwerverwundete König Pausback schoß in die kühle Tiefe, um sich von seinem Leibarzt Keckerfis verbinden zu lassen. Da sah er tief betrübt und hörte von fern das Siegesgepfeife der Mäuse und das Wimmern seiner sterbenden Frösche. Seine Sache schien verloren. Gorch, da knackte es neben ihm im Rohr und hervor trat der Fürst der Krebsse und sprach, sich demütig mit über der Brust gekreuzten Scheren verneigend: „König Pausback, seit Jahren sind wir Krebsse deine Vasallen; versprichst du mir und den Meinen die Freiheit, so sind wir bereit, dich von deinen Feinden zu befreien.“ „Wohl an, es sei,“ rief Pausback, „seid frei, wenn Ihr meine Feinde besiegt!“ Da stürzten sich die Scherenritter auf die Mäuse.

Die Scheren klappten, schnappten, zwickten,
Die Mäuslein stampelten und quieten,
Sie sprangen hoch im blutigen Tanz,
Das Krebssvolk hüpf in Wein und Schwanz.

Da faßten auch die Frösche frischen Mut; im Verein mit den Krebsen schlugen sie das Mausheer in die Flucht. Nur, wie rissen die Verfolgten aus in wilder Hast, die Schwanzlein unterm Arm, wie trocken sie in alle Löcher, die sie fanden, wie war das Schlachtfeld mit Toten und Todwunden bedeckt!

Die Frösche und Krebsse aber zogen als Sieger heim, während die dem grimmen Tod entkommenen Mäuse voll Trauerns und Jamerns in Maulolina anlangten. Am nächsten Morgen, da man die Gefallenen bestatten wollte, hatten schon Eulen, Wiesel, Weihen und Raben den Plan gesäubert.

Die Frösche aber stimmten einen Siegesgesang an, der mit dem schönen Schlußvers endete: „Quidquid, quidquid, quidquid!“

Pausback war König der Frösche und nicht der Menschen, daher machte er es auch nicht wie deren Fürsten. Er hielt seinen tapferen Verbündeten sein Wort: Die Krebsse, welche bisher unter der Oberhoheit des Froschkönigs gestanden, wurden seit dem denkwürdigen Froschmäusekrieg ein freies Volk, und sind es auch bis heutigen Tags geblieben.

o o o

Kleine Fabeln.

Die Sonne und das Brennglas.

„Ich bin überzeugt, daß es mir mit leichter Mühe gelingt, die dürre Heide in Brand zu setzen!“ sagte die Sonne.

„Aber es gelang ihr nicht, so heiße Strahlen sie auch herabsandte.“

„Endlich nahm sie die Hilfe eines kleinen Brennglases an — und im Nu stand das trockene Gras in Flammen.“

Mistkäfer und Biene.

„Du willst eine Künstlerin sein?“ sagte ein Mistkäfer entrüstet zu einer Biene. „Welche Unmaßung! Ich wüßte nicht, daß du aus Mist schöne runde Kugeln drehen könntest!“

Die Spinne.

„Dein Netz muß ich als außergewöhnlich groß und stark loben!“ sagte eine Spinne zu einer anderen.

„Ich hoffe auch,“ erwiderte diese, „darin die Sonne fangen zu können!“

Der Zweifler.

„Das soll ein Turm sein?“ rief ein Spatz. „Solange ich darin kein Spazennest entdeckt habe, glaube ich es nicht!“
Says Weiter.

o o o

Kinderspielchen.

Es tanzt ein Buhemann
In unserm Haus herum di dum,
Er rüttelt sich, er schüttelt sich,
Er wirft sein Säckchen hinter sich.
Es tanzt ein Buhemann
In unserm Haus herum.

Verantwortlich für die Redaktion:

Frau Clara Gerkin (Gundel), Wilhelmshöhe,
Post Degerloch bei Stuttgart.

Druck und Verlag von Paul Singer in Stuttgart.